
METHODEN SIND DIE PRAKTIKEN EINER THEORETISCHEN FRAGESTELLUNG

von ERHARD SCHÜTTPELZ

Engemann, Heilmann und Sprenger haben die Methodenfrage der Medienwissenschaften auf kunstvolle Weise zu einem Problem erklärt. Ich paraphasiere kurz ihre Ausführungen und beziehe dann eine Gegenposition. Ihre Frage lautet: Warum haben wir Schwierigkeiten, über Methoden zu sprechen? Und ihre Antwort verstehe ich wie folgt: Unser Schwerpunkt ist Medientheorie. Eigentlich haben vor allem die anderen Fächer Methoden, wir haben die Frage nach ihrer Medienabhängigkeit. Arbeiten wir an der Frage der Medienabhängigkeit, dann sind wir Medienwissenschaftler_innen, und unser Erkenntnisinteresse ist medientheoretischer Natur. Die Theoriefrage führt uns damit auch zur Epistemologie der Wissenschaften, und wir können dabei Kompetenzen entwickeln, die niemand sonst besitzt. Die Methodenfrage hingegen ist ein Weg in die selbstverschuldete Unmündigkeit. Wenn andere an uns die Anforderung stellen, unsere Methoden auszuweisen, dann ist das eine politische Frage, eine forschungspolitische und innerhalb der Forschungspolitik eine finanzpolitische. Sowohl nach innen wie nach außen dient die Methodenfrage daher vor allem zur Disziplinierung der Disziplin. Wir kritisieren diese Disziplinierung auch aus politischen Gründen und erinnern daran, dass Theoriebildung nicht durch Methoden gelingen kann.

Soweit die Position von Engemann, Heilmann und Sprenger. Ich beginne mit einer Gegenfrage: Wenn man sich für die Methoden der Ingenieur_innen und ihre technischen Umsetzungen interessiert, warum sollte man die Methoden der Medienwissenschaftler_innen und ihre technischen Umsetzungen in einen blinden Fleck verwandeln oder als das stehenlassen, was der eigenen Reflexion nicht zugänglich zu sein scheint? Schließlich sind die Autoren mehr als andere an den technischen Details und den technischen Transformationen der Mediengeschichte interessiert. Aber was sind «Techniken» anderes als «Methoden»? Wie soll man die technischen Details einer Maschine betrachten, wenn man die technischen Details ihrer Exegese nicht mit gleichem Sachverstand betrachten und benennen will? Wenn Engemann, Heilmann oder Sprenger eine Rezension schreiben, tun sie schließlich genau das, und sie führen den Diskurs aller wissenschaftlichen Beurteilungen: Ziele, Methoden, Arbeitsweisen, Ergebnisse. Warum bedeutet das M-Wort dann eine so große Hemmschwelle?

Mir scheint hier ein Missverständnis vorzuliegen. Engemann, Heilmann und Sprenger setzen eine Trennung von «Methode» und «Theorie» voraus, die weder der Vergangenheit noch der Gegenwart der Medientheorie und Medienforschung gerecht wird. Auch das Disziplinierungstheorem

scheint mir irreführend. Methodendiskussionen und explizit gemachte Methoden können befreiend wirken und Disziplinen außer Rand und Band geraten lassen. Das ist die Vergangenheit, aus der wir kommen, wir ... Medienwissenschaftler_innen. Zur historischen Anamnese in vier Schritten und einem Zwischenschritt:

I.

Im Nachhinein glauben viele Leute, die 1970er und 1980er seien das «Zeitalter der Theorie» gewesen, und insbesondere der *theory* ohne Methodendiskussion. Das ist ein Irrtum. «Theoriediskussionen» gab es überall, ausgehend von der marxistischen Theoriebildung, orthodox durch die zahlreichen Lesegruppen zum *Kapital*, durch Fragen der Mehrwerttheorie und ihrer Verbesserung; und im Anschluss daran durch die Theoriediskussionen des Strukturalismus und Poststrukturalismus. Aber diese Theoriediskussionen waren zugleich heftige Methodendiskussionen, im Marxismus wie im Strukturalismus und Poststrukturalismus. Sie diskutierten die historisch-dialektische(n) Methode(n), die marxistischen und nicht marxistischen Methoden der Geschichtsschreibung, die strukturalistischen Methoden und insbesondere die diskursanalytischen Verfahren. Zwischen «Theorie» und «Methode» passte ganz buchstäblich kein Blatt Papier, denn in vielen der berühmten strukturalistischen Bücher war der Theorieteil auch der Methodenteil, oder das Theoriebuch war ein Methodenbuch, z. B. bei Claude Lévi-Strauss (durchgängig), bei Roland Barthes in *Mythologies* oder *S/Z* oder bei Michel Foucault in der *Archäologie des Wissens* und der *Ordnung des Diskurses*. Die strukturalistische und poststrukturalistische Welt stand wie die ganze Nachkriegszeit im Zeichen von Methodendiskussionen – und erscheint nur durch ihre spätere Rezeption als Epoche der «Theorie». Auch der Buchtitel *Against Method* von Paul Feyerabend bedeutete nicht, dass Feyerabend methodisch erarbeitete Sachverhalte ablehnte, im Gegenteil, ihm

ging es um die Anerkennung von *mehr* Methoden und um methodische Argumente gegen die Einschränkung der Wege zum Ziel.

II.

Diese Konstellation gilt auch für die Früh- oder Entstehungsphase der deutschen Medienwissenschaft, sowohl in ihrer marxistisch geprägten Periode in den 1970ern als auch in der diskursanalytischen Konstitution in den 1980er Jahren. Kittler konnte nicht etwa deshalb sein eigenes – und mitentscheidendes – Gutachten zur von ihm verfertigten Habilitationsschrift schreiben, weil er keine Methode besaß und seinen Gutachtern beweisen wollte, wie wenig er sie ernst nahm, sondern weil er eine solche Methodendarstellung nach zehn Jahren entsprechender Diskussionen ohne große Mühe nachliefern konnte. Und der Einleitungsteil von *Film Grammophon Typewriter* ist tatsächlich ein Methodenteil; die Theorie erfolgt im Modus der explizit gemachten Diskursanalyse, aus dem Verfahren, die Theorie aus dem Werkzeugkasten der Methoden abzuleiten, durch ein *tools to theory*. Nur am Rande sei darauf verwiesen, dass auch die Diskussionen zur Relevanz der Psychoanalyse damals nicht als Frage nach einer überlegenen Theorie verstanden wurden, sondern als Frage nach ihrer methodischen Durchführung, als «Methodenfrage».

III.

Das Gleiche gilt für die Begründung der Medientheorie durch Marshall McLuhan. Hier kann ich mich kurzfassen, denn Jana Mangold hat in ihrem brillanten Buch¹ die Methodenentwicklung McLuhans nachgezeichnet. Der literaturtheoretische Streit, mit dem McLuhan in den 1930er und 1940er Jahren sozialisiert wurde, war ein Methodenstreit. Jetzt könnte man immer noch sagen, dass «Medientheorie» keine Methode darstellt und ohne Methode auskommt. Wie macht man Medientheorie? Für die klassische Medientheorie von McLuhan bis Flusser, Baudrillard bis Kittler

lässt sich das Verfahren ziemlich gut beschreiben: Man macht die historische Abfolge der Medientwicklung zur unabhängigen Variablen und ordnet ihr zwei abhängige Variablen und eine Invariante zu. Die Invariante ist der psychosomatisch gedachte menschliche Körper; die beiden abhängigen Variablen sind die kooperative Gruppenbildung und die Wahrnehmungsfähigkeiten der von Medien Affizierten. Es gibt daher keinen Grund, «Medientheorie» nicht durch die Methoden der Theoriebildung zu beschreiben, im Gegenteil: Es gibt vermutlich keine kulturwissenschaftliche Theoriebildung, die auf so starren methodischen Prämissen beruhte wie vormals die Medientheorie. Ich bin mittlerweile davon überzeugt, dass die klassische Medientheorie einer anderen Formation weichen sollte, aber das ändert nichts daran, dass medientheoretische Darstellungen auf methodischen Vorentscheidungen beruhen, die sich nur schwer rückgängig machen lassen. Wie sagte Marcel Mauss so schön am Beispiel seines Schwimmstils? «[I]ch kann mich nicht von meiner Technik trennen.»²

Zwischenfazit: Theoriefragen waren zuerst Methodenfragen. Medientheorie enthält eine Methode der Theoriebildung und vor allem ihrer Empirisierung. Klassische Medientheorie ist durch Methodendiskussionen entstanden und bleibt eine Frage der Methode. Die goldene Zeit der *theory* ist vor allem ein Effekt der jahrzehntelangen Methodendiskussionen in den Geistes- und Sozialwissenschaften gewesen und nahm ein zeitverzerrtes Ende, als die Methodendiskussionen ihre Intensität verloren. Methoden sind die Praktiken einer theoretischen Fragestellung. Theorie stellt Fragen, die methodisch beantwortet werden wollen. Ganz zu schweigen davon, dass «Methoden» und «Theorien» gar nicht so weit auseinanderliegen, wenn man die von Engemann, Heilmann und Sprenger genannten Geistesverwandten studiert. Ist die «Operationskette» Leroi-Gourhans ein methodisches Instrument der experimentellen Archäologie oder ein techniktheoretischer Begriff?

Sowohl als auch. Ist die Akteur-Netzwerk-Theorie eine Methodik, eine Heuristik oder eine Theorie des *agencement*? Je nachdem. Und die STS?

IV.

Woher rührt dann das aktuelle Unbehagen in den Medienwissenschaften, sobald es um das Ausweisen von Forschungsmethoden geht? Wie kam es zur M-Schwelle? Eine vielleicht etwas simple sozialhistorische Erklärung kann helfen. Nehmen wir an, das Sein bestimme das Bewusstsein. Als die deutsche Medienwissenschaft durch Lehrstühle und Institute konsolidiert wurde, trat eine Amnesie der von mir angeführten Tatbestände ein – der existenzielle Erfolg der Wissenschaft schmeichelte dem Selbstbild der Berufenen. Alle von ihnen waren durch ihre jeweiligen Fächer in Methoden ausgebildet worden, die in ihren Schriften gut erkennbar bleiben. Aber die disziplinäre Vorprägung war jetzt Vergangenheit. Da sie kein Teil der Lehre war, konnte die nächste Generation den Eindruck gewinnen, es hätte keine Methodendiskussion gegeben – und Medientheorie sei der Nukleus, aus dem die Medienwissenschaft entstanden sei. Andererseits sollte Medienwissenschaft einstmals die Dichotomie zwischen Humanities und Sciences überwinden, schreiben Engemann, Heilmann und Sprenger,³ und dieses Programm sei immer noch relevant. Ich bin ganz ihrer Ansicht. Nur wenn Methodendiskussionen und Theoriediskussionen sich gegenseitig die Bälle zuspielen, kann dieses Programm gelingen.

¹ Vgl. Jana Mangold: McLuhans *Tricksterrede. Archäologie einer Medientheorie*, Berlin, Boston 2018.

² Marcel Mauss: *Soziologie und Anthropologie*, Bd. 2: *Gabentausch – Todesvorstellung – Rituale*, übers. v. Henning Ritter, Wiesbaden 2010, 201.

³ Christoph Engemann, Till A. Heilmann, Florian Sprenger: *Wege und Ziele. Die unstete Methodik der Medienwissenschaft*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 20, 2019, 151–161, hier 159.